

# Musse: Das Wort 'scholé' macht Schule : "wir leisten die Unmusse, um uns die Musse leisten zu können"

Autor(en): **Bartels, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **70 (2014)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422094>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Musse: Das Wort *scholé* macht Schule

«Wir leisten die Unmusse, um uns die Musse leisten zu können.»

*Aristoteles*

Von Klaus Bartels<sup>1</sup>

**D**er hübscheste Ratschlag, den ich als junger Lehrer je von einem alterfahrenen Kollegen erhalten habe, war der: Ein gewitzter Lehrer beginne spätestens drei Wochen vor den Ferien, sich für die Ferien auszuruhen. Wovon und wofür ruhen wir uns eigentlich aus? Arbeiten wir, um uns dann wieder Freizeit und Ferien leisten zu können? Oder haben wir umgekehrt Freizeit und Ferien, um dann wieder unsere Arbeit leisten zu können? Mit der alten Formel: Arbeiten wir, um zu leben, oder leben wir, um zu arbeiten? Das ist gar nicht so leicht zu sagen; «teils, teils» ist wohl noch die beste Antwort.

In Shakespeares «Was ihr wollt» bittet einmal der Herzog den Narren, ihm ein Lied zu singen, und drückt ihm ein Stück Geld in die Hand: «Da hast du was für deine Mühe.» Der Narr wehrt ab: «Keine Mühe, Herr: Ich mache mir ein Vergnügen aus dem Singen!» «Auch gut», erwidert der Herzog, «dann will ich dich eben für dein Vergnügen bezahlen.» Machen wir uns eigentlich, wie der Narr aus dem Singen, ein Vergnügen aus unserer Arbeit? Und wenn das so ist: Lassen wir uns dann unverschämterweise für unser Vergnügen bezahlen? Auch wieder gar nicht so leicht zu sagen; die beste Antwort scheint auch hier: «Teils, teils».

Arbeitslust und -frust, das ist ein schwieriges Gemenge. So verwirrend doppeldeutig sind derlei Fragen nach Sinn und Ziel, Lust und Frust nicht etwa, weil wir selbst uns über diese Dinge so unschlüssig wären, sondern weil unsere geläufigen Begriffe von «Arbeitszeit» und «Freizeit» den ganzen runden Kuchen unseres Tages, unserer Woche, unseres Jahres so künstlich entzweischneiden und wider alle Menschennatur verhackstücken. Ein Jahrtausende alter aristotelischer

1 Prof. Dr. Klaus Bartels, Altphilologe, Kilcherg – [klaus.bartels@sunrise.ch](mailto:klaus.bartels@sunrise.ch)

Begriff kann uns helfen, die Verhältnisse zu klären: die griechische *scholé*, die in den neuen Sprachen als *scuola* und *école*, *school* und «Schule» fortlebt und sich an ebendieser Schule im griechisch-deutschen Vokabular irreführend genug mit «Musse» verdolmetscht findet. «Schule» und «Musse»: wie geht das zusammen?

## 1. Die Sinn-Unsinn-Balance

Die Antike teilte das Leben im Ganzen nicht in bezahlte Arbeitszeit und arbeitsfreie Freizeit, sondern in sinnerfüllte «Musse» und sinnleere «Un-musse»; die griechischen Worte dafür lauten *scholé* und *a-scholía*, die lateinischen *otium* und *neg-otium*. In einem bildungspolitischen Exkurs seiner «Politischen Schriften» bezeichnet Aristoteles eine solche an Sinn und Wert des Menschenlebens orientierte Lebensteilung folgendermassen:

«Das Leben im Ganzen teilt sich in die *a-scholía* – die «Un-musse» – und die *scholé* – die «Musse» – und entsprechend in den Krieg und den Frieden, und so sind von unseren Handlungen die einen notwendig und zweckdienlich, die anderen «schön». (...) Zwischen diesen beiden Lebensbereichen besteht das Verhältnis, dass der Krieg um des Friedens willen geführt, die Unmusse um der Musse willen geleistet und überhaupt das Notwendige und Zweckdienliche um des Schönen willen getan wird.»

Ein strenges Gefüge: Wie im Leben des Einzelnen die «Musse» und die «Unmusse», so stehen im Leben des Staates der Frieden und der Krieg einander gegenüber. Die «Musse» und der Frieden sind das sinngebende – mit dem exquisiten Wort: sinnstiftende – «Schöne», das wir im Leben um seiner selbst willen suchen, die «Unmusse» und der Krieg das lediglich «Notwendige», das wir um jenes «Schönen» willen notgedrungen auf uns nehmen, mit der gleichfalls ursprünglich aristotelischen Formel: die «*Conditio sine qua non*», die «Voraussetzung, ohne die es nicht geht». «Wir leisten die Unmusse», heisst ein andermal die knappe Formel, «um dann Musse zu haben – *ascholú-metha, hína scholázomen* –, und wir führen Krieg, um dann Frieden zu haben».

Die gebräuchliche Verdeutschung der griechischen *scholé* mit «Musse» schafft einige Verwirrung. Die gute alte mittelhochdeutsche *muoze* für die locker verfügbare, nicht bereits für dieses oder jenes festgelegte «Musse»-Zeit ist neuerdings in unserem Sprachgebrauch tief herabgekommen. Schon der «Musse» selbst hängt ein leichtes Rüchlein von Zeitstehlerei und Nichtstuerei an; ein «müssiges» Unternehmen ist ein von vornherein sinnloses, fruchtloses Unterfangen, der «Müssiggang» vollends nach dem Sprichwort «aller Laster Anfang».

### ***Conditio* – der Fehler, der keiner ist**

Wenn ein Fussballtrainer erklärt, eine Top-Kondition sei die *Conditio sine qua non* für das schwierige Spiel, soll sich da noch einer wundern, wenn tags darauf eine *Conditio sine qua non* im Sportteil steht? Natürlich nicht, selbst in allen Duden-Wörterbüchern erscheint die *Conditio sine qua non*, die «Bedingung, ohne die (es) nicht (geht)», ja als *Conditio sine qua non*.

Der lateinischen Formel – bei Aristoteles hiess sie noch lapidar «das Ohne-das-nicht» – liegt wie allen Konditionen das Verb *condicere* mit dem Substantiv *condicio* zugrunde. *Condicere* heisst «verabreden, vereinbaren»; die mit dem Schwanzstück *-io* davon abgeleitete *condicio* bezeichnet zunächst eine «Vereinbarung», einen «Vertrag», speziell Ehevertrag, weiter eine vertraglich festgelegte oder sonst bestehende «Bedingung», schliesslich überhaupt eine «Lebensbedingung» oder ein «Lebensverhältnis». In diesem letzten Sinn sprechen wir etwa von der *condicio humana*, der *condition humaine*, der «Bedingung», der «Beschränkung», ohne die das Menschenleben nicht zu haben ist.

Nun gibt es im Lateinischen zahlreiche Substantive, die auf das Schwanzstück *-tio* endigen, doch nur wenige, die auf *-cio* auslauten. In der Spätantike gab ein zweifacher Lautwandel den beiden Ausgängen die gleiche Lautgestalt. Zunächst mutierte die Aussprache jenes *-tio* vom seit alters gesprochenen *-tio* zum bis heute geläufigen *-zio*; statt *mutatio* sagte man fortan *mutazio*. Und etwas später schlug die Aussprache des «c» vor einem hellen Vokal von «k» zu «z» um; damals wurde aus Kaesar ein Zäsar und entsprechend aus der *kondikio* eine *kondizio*. Also lag es nun nahe, *conditio* zu schreiben. K. B.



Damit hat jene alte *scholé* nichts, aber auch gar nichts zu schaffen; da ist für einmal der alte Wein in den neuen Schläuchen schal geworden. Vielmehr steht diese aristotelische *scholé* alias «Musse» – noch einmal sei's gesagt – für das je nachdem auch durchaus anstrengende, ja wahrhaft mühselige «Schöne», in dem wir den Sinn und das Glück unseres Lebens finden, und ihr Gegenstück, die *ascholia* alias «Unmusse» für all das vielerlei Unumgängliche, Unabweisliche, das wir lieber bleiben liessen, wenn wir es nicht leisten müssten.

Auch entspricht diese aristotelische «Musse» keineswegs unserer «Freizeit», die «Unmusse» keineswegs unserer «Arbeitszeit»: Die antike Lebensteilung in «Musse» und «Unmusse» und die moderne Lebensteilung in «Arbeitszeit» und «Freizeit» verlaufen vielmehr überkreuz zueinander. Eine lebenserfüllende, Lebenssinn stiftende «schöne» Arbeit mag dem Glückspilz, der sie hat, ja durchaus zugleich einen mehr oder weniger üppigen Lebensunterhalt abwerfen, ihm sozusagen das schöne Weggli und obendrein noch den nötigen Fünfer bescheren. Und auf der anderen Seite hat es der brave Freizeitmensch in Freizeithemd und Freizeitthose ja auch gar nicht so leicht, im weiten Feld zwischen Freizeitstress und Langeweile «zu sich» und zu «seiner» schönen Musse zu finden.

Nicht von ungefähr spielt hier eine andere Begriffsprägung des Aristoteles herein: die heute vielbeschworene, vielmisbrauchte «Selbstverwirklichung». Ein gutes Stück von dem grossen runden Kuchen unseres Tages, unserer Woche, unseres Lebens müssen wir unabdingbar für das Lebensnotwendige einsetzen. Aber diese unabweisliche Unmusse lässt uns im glücklichen Fall – sei's in der Arbeit, sei's in der Freizeit – doch ein mehr oder weniger grosses Stück Mussezeit übrig, und diese Musse ist sozusagen der Reingewinn, den wir aus dem Handel und Wandel unseres Tuns und Treibens erwirtschaften. In solcher Musse ist dem Menschen die Chance gegeben, «sich selbst zu verwirklichen», das heisst für Aristoteles: dem Leben über das blosse nackte – oder auch wohlbetuchte – Überleben hinaus einen menschlichen Sinn zu geben.

Alle blosse Entspannung und Erholung in Spiel und Unterhaltung weist Aristoteles noch ganz der Unmusse zu. Nach aller Anstrengung

und Anspannung bedürfe der Mensch zunächst der Erholung, um seine erschöpften körperlichen und seelischen Kräfte wiederherzustellen; dazu leisteten das auflockernde Spiel und die zerstreuende Unterhaltung ihre – wie der Arztsohn Aristoteles sagt – «therapeutischen» guten Dienste. Erst nach einer solchen entspannenden Ausgleichstherapie biete sich dem Menschen die Chance der Musse. Mit aller Entschiedenheit stellt Aristoteles hier zunächst in Abrede, Entspannung und Erholung könnten irgendwie zur Musse gehören:

«Die menschliche Natur stellt an uns, wie schon vielfach gesagt, diese doppelte Anforderung: nicht nur in der richtigen Weise unmüßig, sondern auch in «schöner» Weise müßig sein zu können. (...) Wenn es nun dieser beiden, der Musse *und* der Unmusse, bedarf, die Musse aber den Vorrang hat vor der Unmusse und das Ziel des Lebens ist, so stellt sich die Frage, mit welcher Tätigkeit wir unsere Musse erfüllen sollen. Doch offenbar nicht mit Spiel und Unterhaltung; denn das hiesse ja, dass Spiel und Unterhaltung für uns das Ziel des Lebens wären; das aber ist ausgeschlossen. Vielmehr haben diese beiden, Spiel und Unterhaltung, ihren Platz im Bereich der Unmusse; denn der angestrengt Arbeitende bedarf der Erholung, und die spielerische Unterhaltung dient eben dieser Erholung, während die Unmusse Anspannung und Anstrengung mit sich bringt. Darum müssen wir Spiel und Unterhaltung zwar in die Unmusse einführen, doch aufmerksam acht haben auf den rechten Zeitpunkt und die rechte Dosis, da wir sie ja wie ein Medikament im Sinne einer Therapie anwenden.»

Da geht die Erholung von der Anstrengung, die Entspannung vom nervenden Stress, noch ganz auf das Konto der Arbeitszeit. Wären die Gewerkschaftsfunktionäre von heute noch so gute Humanisten, wie Karl Marx einer gewesen ist, sie könnten in diesen Texten noch ganz neue, so überraschende wie überzeugende Forderungen entdecken: eine bezahlte Entspannungsstunde im Biergarten nach dem Feierabend, eine bezahlte Erholungswoche vor den Kletterferien in den Dolomiten etc. Ein Leben, das Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr immer nur wechselte zwischen anstrengender Unmusse und entspannender Erholung davon und zugleich schon wieder dafür, ein Leben, das niemals herausfände aus diesem *Circulus vitiosus* einer

sinnleeren Unmusse zwischen Anstrengung und Entspannung, ein solches Leben ohne Musse wäre aus dieser Sicht kein Menschenleben; Aristoteles sagt: ein «Skavenleben».

## 2. Bildung zur Musse

«Skaven haben keine Musse», sagt ein griechisches Sprichwort, und das nicht nur, weil sie keine Zeit zur Musse haben: Den Skaven fehlt auch die Bildung dazu. Bildung zur Musse, Bildung zu einem spezifisch menschlichen Leben: das ist der höchst aktuelle Fokus dieser aristotelischen bildungspolitischen Leitgedanken. Während sich die erholsame Lust der Entspannung jedem Angespannten ohne weiteres mitteilt, stellt die Musse geradeso wie die Unmusse ihre hohen Anforderungen an den Menschen. Aristoteles versteht seine «Musse» ja nicht als verführerische Einladung zu schönbemäntelter Nichtstuerie, sondern als ernste Herausforderung zu tätiger menschlicher Lebenserfüllung. Im Anschluss an das eingangs als Untertitel angeführte Zitat erklärt er:

«Auf beide Lebensbereiche, sowohl auf die Unmusse – *ascholía* – als auch auf die Musse – *scholé* –, muss der Politiker bei der Gesetzgebung sein Augenmerk richten, vornehmlich aber auf das «Schöne» und das Ziel des Lebens. (...) Denn es ist zwar wichtig, die Unmusse leisten und einen Krieg führen zu können, wichtiger aber noch, den Frieden führen und die Musse erfüllen zu können; und es ist überhaupt wichtig, das Notwendige und Zweckdienliche zu tun, noch wichtiger aber, das «Schöne» zu tun. Daraus ergibt sich die Forderung, schon die Kinder auf diese vorrangigen Lebensziele hin zu erziehen und so auch die übrigen Altersstufen, soweit sie dieser Bildung noch bedürfen.»

Schon im Griechischen, schon bei Aristoteles konnte diese «schöne» *scholé* sich speziell auf das geistige Engagement in Forschung und Lehre, im Lehren und Lernen beziehen und eine gelehrte Vorlesung, ihre Hörerschaft und geradezu eine «Schule» bezeichnen. In Platons «Akademie», in Aristoteles' «Peripatos», in Zenons «Stoa», in Epikurs «Garten» und in den vielen übrigen Philosophen-«Schulen» suchten und fanden die Lehrenden und Lernenden ja tatsächlich unbe-

kümmert um allen lebensnotwendigen Lebensunterhalt ihre spezifisch menschliche Selbstverwirklichung im Bemühen um jede Art von Weltverständnis, Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis. In dieser engeren Bedeutung der «Schule» – und einzig in dieser speziellen Bedeutung – hat sich das sinnträchtige Wort zugleich mit der griechischen Philosophie und in seiner griechischen Lautgestalt als *schola* im Lateinischen eingebürgert und ist schliesslich als *scuola* und *école, escuela* und *escola* in den romanischen Tochtersprachen, als *school* und «Schule» bei den germanischen Adoptivtöchtern heimisch geworden.

So täuschend eingedeutscht, ist das einstmals so beziehungsreich von «schöner» Lebenserfüllung über den blossen Lebensunterhalt hinaus sprechende Wort seither vollends verstummt. Dass «Schule» eigentlich «Musse» heisst und was das eigentlich bedeutet, bleibt an dieser Schule selbst meist schamhaft verborgen, geradeso wie die andere Blösse, dass ein «Gymnasium» eigentlich ein «Nacktplatz» ist; auch Wörter haben ihre Feigenblätter. Die höheren Schulen haben hochhehre Leitbilder, die Volksschule bekommt eben einen neuen Lehrplan, aber schon in ihrem Namen hat die Schule überhaupt ihr heimliches herrlichstes Leitwort: Das ruft sie von fernher auf, über alles unabdingbar «Notwendige» hinaus doch nicht zuletzt eine Schule der *scholé*, die Schule eines vielfältig sinnerfüllten Lebens zu sein. «Überall nur das handgreiflich Nützliche zu suchen», erklärt Aristoteles etwas später in diesem bildungspolitischen Kontext, «passt am allerwenigsten zu gross gesinnten und frei denkenden Menschen».

Vor 24 Jahrhunderten hat Aristoteles den Bildungspolitikern eine solche Bildung zur *scholé* als ihre vordringliche Aufgabe in Leitbild und Lehrplan geschrieben – also die Bildung zur Musse, im Klartext: zu einem spezifisch menschlichen Leben (neudeutsch: zu einer Musse- oder geradezu einer Lebenskompetenz). Seither haben sich die Verhältnisse mächtig verschoben. Die jungen «alten» Griechen aus bester Familie konnten zu den Philosophen in die *scholé*, in die Schule gehen, weil sie sich um ihren Lebensunterhalt keine Sorgen zu machen brauchten; die jungen Schülerinnen und Schüler von heute gehen in die Schule, um sich mit ihrer Schulbildung aller Schulstufen einmal den notwendigen

Lebensunterhalt verdienen zu können. Notgedrungen ist unsere Schule zu einem guten Teil vom zweckfreien «Schönen» zum lediglich «Notwendigen» übergewechselt – oder sollen wir jetzt sagen: vom lediglich «Schönen» zum zweckdienlichen «Notwendigen»?

Geben wir das letzte Wort dem alten Aristoteles, zu einer ernsten Mahnung, die nichtsdestoweniger geradewegs in diese Gegenwart hineingesprochen scheint, in eine Gegenwart, die wie jenes 4. Jh. v. Chr. eine Zeit der Fülle und Überfülle ist. Da definiert Aristoteles die Bildung zur Musse als eine eigentlich politische Bildung zum Frieden, nicht ohne einen Seitenhieb, versteht sich, gegen das einschlägig berüchtigte Sparta:

«Die meisten vornehmlich auf militärische Überlegenheit ausgerichteten Staaten bleiben nur eben so lange bestehen, solange sie noch Kriege führen, und brechen zusammen, sobald sie die Herrschaft einmal errungen haben. Denn sie verlieren die Stählung, wie das gehärtete Eisen, wenn sie dann im Frieden leben. Die Schuld daran aber trägt der Gesetzgeber, der sie nicht dazu gebildet hat, in der Musse leben zu können. (...) Der Krieg zwingt die Menschen, Gerechtigkeit und Besonnenheit zu üben; der Genuss glücklicher Lebensverhältnisse dagegen und die Musse zusammen mit dem Frieden verleitet sie eher dazu, leichtfertig die gegebenen Ordnungen zu missachten. Ein hohes Mass an Gerechtigkeit und an Besonnenheit müssen also gerade diejenigen besitzen, die sich in den bestausgestatteten Lebensverhältnissen befinden und alles Seliggepriesene geniessen, gradeso als lebten sie, wie die Dichter sagen, auf den Inseln der Seligen. (...) Wenn es schon überhaupt beschämend ist, die zu Gebote stehenden Glücksgüter nicht richtig gebrauchen zu können, so ist es noch viel beschämender, sie in der Musse nicht richtig gebrauchen zu können, sondern sich in der Unmusse und im Krieg zwar als gute Bürger zu zeigen, im Frieden und in der Musse dagegen als Sklavenseelen.»

#### **Jüngste Buchveröffentlichungen des Autors**

«Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen», ausgewählt, übersetzt und vorgestellt von Klaus Bartels, Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2011.

«Geflügelte Worte aus der Antike – woher sie kommen und was sie bedeuten» (ein «Lesebuch» zum Nachschlagewerk «Veni vidi vici», 14. Auflage 2013), Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2013.